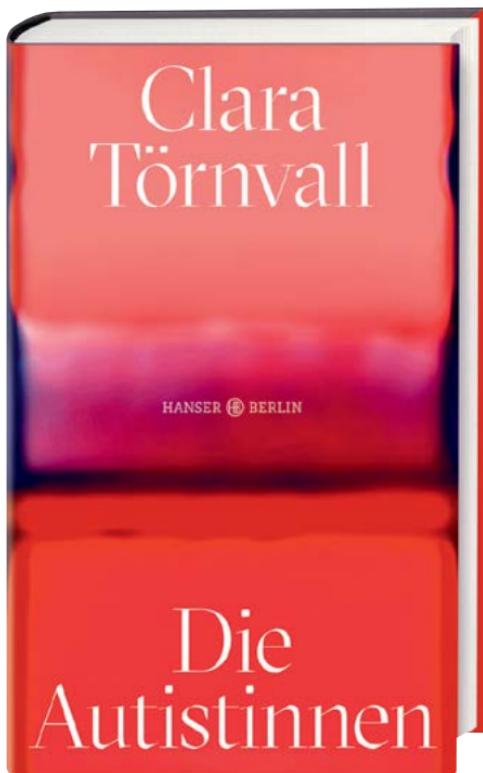


Leseprobe aus:
Clara Törnvall
Die Autistinnen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



Clara Törnvall

Die Autistinnen

Aus dem Schwedischen
von Hanna Granz

Hanser Berlin

Die schwedische Originalausgabe erschien 2021
unter dem Titel *Autisterna – Om kvinnor på spektrat*
bei Förlaget Natur & Kultur, Schweden.

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-27960-5

© 2021 Clara Törnvall

Published by arrangement with Nordin Agency AB, Sweden

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2024 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: © Fleur Isbell

Satz: Sandra Hacke

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



Für Harry und Lydia

Inhalt

Einleitung	9
Die Autistinnen	17
Die Unsichtbaren	25
Kühlschrankschmütter und heilige Narren	39
Die Versunkene	49
Ein Angriff auf alle Sinne	64
Die Automaten	74
Die unerträgliche Schwere des Seins	91
Ein Aberglaube an Wörter	100
Das autistische Gehirn	118
Gruppenzwang	144
Ich schließe mich selbst ein	168
Insula	180
Schule und Arbeit	188
Die Schutzheilige der hoffnungslosen Fälle	209
Epilog	223
Danksagung	231
Literatur	232

Einleitung

»Es müßte, dachte ich, ein Ritual dafür geben,
wenn man zum zweiten Mal geboren wird –
geflickt, runderneuert und für die Welt zugelassen.«

Sylvia Plath, *Die Glasglocke*

»Wir können gleich bis auf Seite sieben vorblättern«, sagt der Psychologe.

Ich krame in den Unterlagen auf meinem Schoß. Ganz unten steht es: »Autismus ohne einhergehende intellektuelle oder sprachliche Beeinträchtigung. Schweregrad 1.«

»Es gibt keinen Zweifel«, sagt der Psychologe freundlich.
»Die Diagnose ist absolut eindeutig.«

Ich lese, dass ich alle sieben Kriterien für die ehemals als Asperger-Syndrom bezeichnete Diagnose erfülle. Und zwar locker, wie es scheint. Auf einer Skala, der zufolge man bereits mit siebenundsiebzig Punkten dazuzählt, habe ich einhundertvier- und fünfzig erreicht. Ich bin stolz darauf, dass das Ergebnis so klar ausfällt.

Das Gutachten, das wir nun zusammen durchgehen, enthält auch eine Zusammenfassung meiner psychiatrischen Geschichte. Diese sei für Kolleginnen und Kollegen in der Psychiatrie gedacht, mit denen ich eventuell künftig zu tun haben würde, erklärt der Psychologe.

Dazu wird es nicht kommen, denke ich bei mir. Ich will nie wieder etwas mit der Psychiatrie zu tun haben. Das ist vorbei.

Meine Vergangenheit wird aufgerollt. Es ist, als würde ich einen Film anschauen, der gegen Ende eine unerwartete Wendung

nimmt. Es wurde etwas herausgefunden, das alles, was ich bisher über die Protagonisten und den Plot zu wissen glaubte, über den Haufen wirft. Die Hinweise, die so lange schon auf die Lösung des Rätsels hingedeutet hatten, verdichten sich plötzlich zu einem Bild. Sie reihen sich aneinander, einer hinter dem anderen, über all die Jahre. Die ganze Zeit hat es Anzeichen gegeben.

Ich habe immer gewusst, dass ich autistisch bin. Und hatte doch keine Ahnung.

Drei Monate zuvor bummele ich durch Hagsätra Centrum, eine überdachte Einkaufspassage. Ich komme am Lebensmittelgeschäft Mat Dax vorbei sowie an der Konditorei Vallmofröt, dabei gehen mir immer dieselben fünf Wörter durch Kopf: Jetzt ist es so weit. Es kommt manchmal vor, dass Sätze in meinem Kopf hängenbleiben, kleine Schlaufen, die sich wie Beschwörungsformeln wiederholen.

Die neuropsychiatrische Praxis ist trotz Handy-App schwer zu finden. Ich gehe ein ganzes Stück in die falsche Richtung und halte, vollkommen desorientiert, bei der Skulptur *Mädchen mit Ball* inne. Das Mädchen steht starr vornübergebeugt, den Mund zu einem O geformt. Der Springbrunnen vor ihr enthält kein Wasser, der Strahl, den sie normalerweise ausspuckt, fehlt.

Ich bin zweiundvierzig Jahre alt und meiner selbst so überdrüssig, dass ich beinahe erstickte. Soweit ich mich zurückernennen kann, habe ich Angst gehabt. Einen Abgrund in meinem Bauch, an den ich mich so gewöhnt habe, dass es mein Normalzustand geworden ist. Die Angst hat nichts mit meinen Gedanken zu tun, sie lebt in mir wie ein eigenständiger Organismus. Ich bin weder zwanghaft noch hypochondrisch, leide weder unter Nervosität noch denke ich mir ständig Katastrophenszenarien aus. Aber sobald ich mich in der Welt bewege, fühle ich mich

unsicher. Jeder Schritt, den ich tue, ist vorsichtig, als ginge ich auf dünnem Eis.

Ich bin permanent angespannt und erfüllt von einer Trauer, die ich nicht begreife. Nachts schlafe ich mit geballten Fäusten. Zeitweise habe ich brutale Albträume; in einem davon, der mich immer wieder heimsucht, bin ich als kleines Mädchen gestorben. Dunkelheit hat sich über den Park Humlegården gelegt, und ich knie da und schaufle mit den Händen schwarze Erde aus meinem Grab. Es ist Nacht, ich bin allein im Park. Das Loch im Boden wächst. Unter der Erde mache ich ein grünes Nachthemd mit weißen Blümchen aus, eine blonde Haarsträhne, den Handgriff meines Puppenwagens von Brio. Ich lebe und bin erwachsen, dennoch liegt meine Kinderleiche hier begraben. Was ist mit mir geschehen? Warum bin ich gestorben?

Soweit ich zurückdenken kann, habe ich mich anders gefühlt.

Ich rechne nach. Seit meinem achtzehnten Lebensjahr habe ich sechs Einzeltherapien bei verschiedenen Therapeutinnen und Therapeuten gemacht, sowie drei Paar- oder Familientherapien, ich habe zwei verschiedene Antidepressiva verschrieben bekommen sowie diverse angstdämpfende Medikamente, ich habe stapelweise Bücher und Artikel über psychische Krankheiten gelesen, und ich habe vierundzwanzig Stunden in der geschlossenen Abteilung einer Psychiatrie verbracht. Es hat nicht geholfen. Nichts von dem, was sie sagen oder beschreiben, trifft zu. Es geht dabei nie um mich.

Und irgendwann dachte ich: Es kann nicht richtig sein, dass es einem so geht. Therapien und Medikamente müssen doch etwas bewirken. Man geht vorübergehend in Therapie, nicht ein Leben lang. Ich bin nicht mehr jung. Ich muss langsam fertig werden.

Ich probiere einen anderen Weg, um die Praxis zu finden, weiche einem Mann in Jeansweste aus, der lautstark nach ein paar Kronen verlangt, beschleunige meinen Schritt, ohne zu wissen, ob ich in die richtige Richtung gehe. Das Einkaufszentrum erscheint mir fluide, als würden sich die Straßen, jedes Mal wenn ich mich in eine andere Richtung wende, verschieben.

Im Laufe der Jahre habe ich versucht, mich mit den normalsten aller frauenspezifischen psychischen Beschwerden zu identifizieren. Ich habe mich gefragt, ob ich vielleicht schuld- und schamgetrieben und bis zur Selbstaufgabe damit beschäftigt bin, anderen gefällig zu sein, ein tüchtiges, gutes Mädchen auf dem Weg in die Erschöpfung, eine Perfektionistin mit Essstörung, die ihren Körper hasst. Oder bin ich einfach chronisch depressiv?

Nein, das trifft alles nicht auf mich zu. Im Gegenteil – meistens ist mir egal, was andere von mir denken. Ich erbringe Leistung, aber nur in Bereichen, die mich wirklich interessieren. Alles, was mich langweilt, sortiere ich aus. Mein Körper ist mir egal. Wenn ich mich mit Freundinnen unterhalte, versuche ich manchmal, mir über Kalorien und Sport Gedanken zu machen, Dinge, von denen man erwartet, dass Frauen sich damit beschäftigen, aber eigentlich esse ich alles, worauf ich Lust habe. Ich habe mich nie über meinen Körper definiert.

Dennoch sind da diese permanente Angst und diese lähmende Müdigkeit. Kann ich schlecht einschlafen? Überhaupt nicht, ich erlöse jeden Abend wie eine Kerze.

Es muss aber doch einen Grund geben.

Endlich finde ich den Eingang der neuropsychiatrischen Praxis für Erwachsene.

Der Psychologe, bei dem ich einen Termin habe, ist dem Namen nach weiblich – so zumindest meine Erwartung. Ich stelle mir eine kluge ältere Frau kurz vor der Rente vor, die um den Hals eine Lesebrille trägt. Eine Frau, die sich auf langjährige Erfahrungen stützt, die alles gesehen hat und die nichts erschüttern kann.

Die Menschen im Wartezimmer sehen normal aus. Weiße Ohrhörer, Sneakers. Ein Mann in hellblauem Jackett ist ganz in sein Handy vertieft. Auf den Tischen liegen Mandala-Hefte zum Ausmalen aus. Ich öffne eins davon. »Es geht nicht um ein chemisches Ungleichgewicht, sondern um ein Ungleichgewicht der Mächte«, hat ein früherer Besucher auf das Deckblatt geschrieben. »Weder noch, es geht um eine Dysfunktion«, antwortet eine andere Handschrift. »Aber sie ist immer noch Teil von dir, also sei stolz darauf!«, merkt ein Dritter an.

Eine Frau geht zur Kasse und bezahlt für ihren Besuch.

»Quittung«, sagt der Typ hinter der Scheibe.

Die Frau blickt ihn verwirrt an.

»Ob ich einen brauche?«, fragt sie.

Eine kleine Glücksblase steigt in mir auf. Wir haben etwas gemeinsam. Wie soll man wissen, was gemeint ist, wenn einer bloß »Quittung« sagt? Das klingt doch wie eine Feststellung, nicht wie eine Frage. Hier bin ich richtig. Hier gibt es Leute wie mich.

»Clara?«

Mein Psychologe kommt mit ausgestreckter Hand auf mich zu. Ein schlanker Mann in Hipster-Klamotten. Er ist jünger als ich und sieht ziemlich gut aus. So ein Mist. Ich gehe hinter ihm her zum Behandlungsraum und fühle mich wie ein Psycho-Fall. Ein besonders schwerer, der unverzüglich weggesperrt werden sollte.

Der Psychologe erklärt mir sachlich, wie die Untersuchung ablaufen wird. Er wird mir Fragen stellen und mit meinen nächsten Angehörigen sprechen, wir werden Tests durchführen und ich werde Formulare ausfüllen. Ich sage, ich hätte Angst, dass man mir nicht glauben wird. Die Freunde, denen ich von meinen Vermutungen in Bezug auf Autismus erzählt habe, haben alle gesagt: »Du doch nicht!«

»Ich weiß, wie man sich verhalten muss. Ich bin erwachsen und habe das mein Leben lang trainiert. Ich bin super darin, die Fassade aufrechtzuerhalten«, warne ich ihn.

Er lacht.

»Die Fassade können Sie hier vergessen.«

Später google ich ihn. Er hat einen Podcast zu Nerd-Kultur.

Über ein Jahr habe ich auf der Warteliste gestanden, um mich dieser Untersuchung zu unterziehen, erst als ich den Patientenschutz anrufe, bekomme ich einen Termin. Ich möchte kassenärztlich untersucht werden, nicht in einer Privatpraxis. Das Risiko, dass ich mich sonst frage, ob ich mir die Diagnose möglicherweise nur erkauf habe, ist mir zu groß. Alles muss mit rechten Dingen zugehen.

Ich möchte wahrheitsgemäß und aufrichtig berichten und erstelle deshalb vor meinem nächsten Termin eine Liste meiner Probleme, um bloß keins zu vergessen:

- Ich bin jemand, der die Dinge zu wörtlich nimmt.
- Ich kann nicht zwischen den Zeilen lesen.
- Ich kapiere nicht, dass Menschen auch lügen können.
- Wenn ich spreche, fallen die Wörter zu Boden und bleiben dort liegen. Große Ohnmacht angesichts der Tatsache, dass es mir nicht gelingt, mich verständlich zu machen.
- Ich bin oft wütend auf andere, weil sie nicht verstehen, was ich meine.

- Ich habe mit mehr Leuten Kontakt, als ich eigentlich schaffe.
- Ich rede gern ausführlich über ein einziges Thema, ich mag keine Gespräche, in denen dauernd hin- und hergesprungen wird.
- Ich habe Probleme mit Blickkontakt.
- Probleme, mit anderen zusammenzuarbeiten, weil niemand so denkt wie ich. Ich werde ungeduldig, wenn andere langsamer sind als ich.
- Ich mag es nicht, mich zu wiederholen. Ich habe gesagt, was ich sagen wollte, das muss reichen.
- In sozialen Zusammenhängen imitiere ich andere und schauspielere. Ich habe Angst vor Menschen.
- Kann nicht zwischen verschiedenen Rollen wechseln, zum Beispiel der Mutter- und der Berufsrolle, fühle mich zerrissen zwischen den Welten.
- Ich finde kein Gleichgewicht zwischen den Bedürfnissen der Kinder und meinen eigenen. Treibe mich selbst in die Erschöpfung.
- Ich kann es nicht leiden, aus etwas herausgerissen zu werden, z. B. mit jemandem zu telefonieren, der etwas anderes besprechen will als das, woran ich gerade denke.
- Ich mag es nicht, Pläne zu ändern.
- Werde schnell müde und brauche viele Pausen.
- Ich habe ein paar wenige starke Interessen. Ansonsten bin ich an vielem uninteressiert.
- Ich habe ständig das Gefühl, gestört zu werden.
- Ich bin lärmempfindlich. Trage ständig Sonnenbrille und Kopfhörer.
- Bin auf einigen fest umrissenen Gebieten intelligent, z. B. sprachlich und theoretisch, aber vollkommen unfähig in anderen Bereichen. Versage vor den einfachsten mathematischen Aufgaben oder praktischen Anweisungen.

- Ich habe Schwierigkeiten mit Routinetätigkeiten wie Duschen und Zähneputzen. Ich tue es, aber es widerstrebt mir. Alles Praktische und Physische erfordert große Anstrengung.
- Ich habe einen extrem schlechten Orientierungssinn. Verirre mich auf der Arbeit in den Fluren, obwohl ich jeden Tag dort bin.
- Bin so gut wie gesichtsblind. Ich erkenne niemanden. Erinnere mich aber an alle Namen!
- Ich habe Schwierigkeiten mit Smalltalk, weiß nicht, was ich sagen soll. Möchte gerne reden, bleibe aber stumm.
- Der Spalt zwischen meiner inneren und der äußeren Wirklichkeit ist zu breit. Die beiden Welten hängen nicht zusammen.

Ich lese mir die Liste durch und würde am liebsten laut lachen. Was ist das denn für eine Irre?

Die Autistinnen

»Es ist, als befände man sich in einem Glaskasten. Niemand hört dich. Alle sehen dich, können aber nicht mit dir interagieren. Du kannst gegen die Wände schlagen, aber du kommst nicht raus. Es ist sehr einsam da drinnen, das ganze Leben lang.«

Olivia, Teilnehmerin der
Reality-TV-Serie *Love on the Spectrum*

Ein Gehirn wird geboren. Drei Wochen nach der Befruchtung, wenn der Embryo kaum einen Millimeter groß ist, bildet sich eine Furche im werdenden Fötus. Diese Furche wird zugedeckt und bildet ein Rohr, dessen eine Seite zu einer Blase aufgepustet wird. Diese kleine Blase ist die Vorstufe des Gehirns. Wenn ein Kind mit Autismus zur Welt kommt, hat sich das Gehirn irgendwo unterwegs abweichend entwickelt.

Die Ursache für Autismus ist biologisch, und es besteht eine hohe Erblichkeit. Weil viele verschiedene Gene beteiligt sind, handelt es sich um ein schwieriges Forschungsfeld. Kinder erbten eine genetische Empfänglichkeit dafür. Doch es bedarf einer bestimmten Menge genetischer Abweichungen, damit sich ein Autismus entwickelt, deshalb ist die Genkombination ausschlaggebend. Das ist der Grund, weshalb nicht zwangsläufig alle Geschwister in einer Familie autistisch sind.

Manchmal liegt die genetische Empfänglichkeit bei den Eltern gar nicht vor, sondern entsteht spontan in ihren Geschlechtszellen oder während des Embryonalzustands des Kindes, doch das ist eher ungewöhnlich. Zu solchen Genmutationen kommt es zum Beispiel, wenn die Immunabwehr auf eine Virusinfektion

überreagiert, durch Stress oder Traumata der Mutter während der Schwangerschaft, durch Hirnverletzungen während der Geburt, aufgrund des fortgeschrittenen Alters der Eltern oder weil das Kind extrem viel zu früh geboren wird. Sicher ist, dass niemand durch eine Impfung oder durch das Milieu, in dem er aufwächst, autistisch wird.

Ein andersartiges Gehirn führt zu einer andersartigen Seins- und Funktionsweise. Autismus ist keine Krankheit. Man kann ihn sich nicht abtrainieren und es gibt kein Medikament dagegen.

Heute erhalten sogenannte hochfunktionale Autisten und Autistinnen die Diagnose »Autismus-Spektrum-Störung ohne intellektuelle Beeinträchtigung«. Was früher Asperger genannt wurde, wird seit 2013 in der fünften Auflage des Diagnostischen und statistischen Leitfadens psychischer Störungen (DSM-5) unter dem Begriff Autismus-Spektrum-Störung (ASS) zusammengefasst. Die Bezeichnung Asperger verschwindet mehr und mehr. Die Formulierung *Spektrum-Störung* zeigt, dass viele verschiedene Formen unter einem Schirm zusammengefasst werden. Das Autismus-Spektrum ist sehr breit gefächert und umfasst sowohl Personen, die große Schwierigkeiten haben und zum Beispiel nicht sprechen können, wie auch Personen, die anspruchsvolle Ganztagsjobs ausführen. Man bestimmt den Grad eines Autismus anhand von Zahlen zwischen eins und drei, um zu markieren, wie groß der Unterstützungsbedarf eines Individuums ist; eins steht dabei für den geringsten Grad.

Autismus als Name und Diagnose ist relativ neu, als erlebte Erfahrung jedoch existiert er schon lange. Es ist ein Zustand, den es im Menschen immer schon gegeben hat. Auch wenn sich im Lauf der Geschichte die Termini, mit denen man autistische Personen beschreibt, verändert haben. Früher wurden sie vielleicht als »introvertiert«, »exzentrisch« oder »eigen« bezeichnet.

Autismus zieht sich durch alle Kategorien wie Alter, Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Es gibt ihn überall auf der Welt und er äußert sich in allen Kulturen gleich.

Autismus zeigt sich früh, bereits im ersten oder zweiten Lebensjahr, und jedes Kind mit Autismus wird zu einem autistischen Erwachsenen. Dennoch geht es in fast allen öffentlichen Diskussionen über neuropsychiatrische Diagnosen um Kinder und Jugendliche. Als glaubten wir, Autismus würde sich auswachsen. Doch das tut er nicht.

Eine weitere, noch üblichere Fehleinschätzung von Autismus lautet, es handle sich um ein den Männern eigenes Syndrom. Das Bild des männlichen Autisten hat sich lange Zeit sowohl in der Forschung als auch in der Kultur hartnäckig gehalten. Hochfunktionaler Autismus oder das Asperger-Syndrom wurden als Diagnose für Jungen betrachtet, und lange Zeit ging man davon aus, dass normalbegabte Mädchen gar keinen Autismus haben können. Man tat, als gäbe es diese Mädchen nicht.

Zu Männern mit Autismus gibt es weit verbreitete und fest etablierte Vorstellungen, aber die autistische Frau ist uns noch nicht bekannt.

In der Fiktion – in Filmen, Fernsehserien und Büchern – wird die begabte und sozial aneckende Frau als Kopie des männlichen Nerd dargestellt, mit derselben Brille und denselben Interessen.

Eine autistische Frau, die eine Doktorarbeit in theoretischer Philosophie schreiben kann, aber immer wieder neu überlegen muss, wie man eigentlich eine Scheibe Brot abschneidet, ist dagegen eine seltene Figur im kollektiven Bewusstsein. Eine Frau, die Teetassen sammelt und sich einen ganzen Tag ausruhen muss, nachdem sie sich mit Freunden getroffen hat. Die Tiere liebt, jeglichen Blickkontakt mit Menschen dagegen meidet.

Um sie geht es in diesem Buch. Um Frauen mit hochfunktionalen Autismus.

Das Wort hochfunktional ist umstritten. Sein Gegensatz wäre niedrigfunktional. Hätte ich eine intellektuelle Funktionsvariation, würde ich nicht gern als niedrigfunktional beschrieben werden.

Als hochfunktional klassifiziert zu werden bedeutet nicht, eine Inselbegabung zu haben, sodass man wie Dustin Hoffmans Figur in *Rain Man* endlos lange Reihen von Spielkarten aufsagen kann. Es bedeutet lediglich, dass man durchschnittlich oder leicht überdurchschnittlich intelligent ist, dass man es schafft, einer Arbeit nachzugehen, und im Alltag einigermaßen zurechtkommt.

Gleichzeitig braucht es diese Kategorien, um die vielen verschiedenen Formen zu verstehen, die Autismus annehmen kann. Die Forschung wird kompliziert, wenn man ein und denselben, umfassenden Begriff – Autismus – für verschiedene Schweregrade verwendet. Der Begriff hochfunktional kann aber auch dazu beitragen, Autismus zu entstigmatisieren und dem Vorurteil, jeder Mensch mit Autismus hätte eine intellektuelle Beeinträchtigung, entgegenzuwirken – denn so ist es nicht. Zwischen einem und anderthalb Prozent der Weltbevölkerung ist autistisch. Gut fünfundsiebzig Prozent davon verfügen über eine sogenannte Normal- oder Hochbegabung.

Um die Diagnose Autismus-Spektrum-Störung zu bekommen, muss man sieben Kriterien erfüllen. Man muss Schwierigkeiten mit sozialer Kommunikation und Interaktion haben, zum Beispiel damit, sein Verhalten der jeweiligen Situation anzupas-

sen. Außerdem muss man begrenzte Verhaltensweisen und Interessen haben und beispielsweise zwanghaft an Gewohnheiten festhalten, über ausgeprägte Spezialinteressen verfügen und hypersensibel oder unempfindlich für Sinneseindrücke sein. Die Symptome müssen seit der frühen Kindheit vorliegen und den Alltag negativ beeinflussen.

Bei den Diagnosekriterien ist häufig die Rede von Schwierigkeiten oder Problemen, dabei bedeutet Autismus lediglich, dass man anders funktioniert. Während der Autismus als Zustand biologische Ursachen hat, ist die Vorstellung vom Autismus eine soziale Konstruktion. Wäre die Norm nicht an die Gehirne der Mehrheit angepasst, würde es das Etikett Autismus nicht geben. Autismus stellt etablierte Gegensatzpaare wie Nähe und Distanz, Schweigen und Reden, Normalität und Abweichung sowie Hindernis und Zugänglichkeit in Frage.

Die Mentalisierung von Autisten, also ihre Fähigkeit, die eigenen und die Gedanken und Gefühle anderer wahrzunehmen, funktioniert anders als bei neurotypischen Personen. Körpersprache und Mimik zu lesen, erfordert bei ihnen einen Denkprozess. Was andere ganz von alleine, intuitiv tun, muss eine autistische Person intellektuell bewerkstelligen. Es fällt ihr häufig schwerer, die Absichten anderer zu erkennen. Aber wer Äußerungen in der Kommunikation wörtlich versteht und wem unterschwellige Bedeutungen entgehen, ist häufig auch ein sehr ehrlicher Mensch, mit einem starken Gerechtigkeitssinn.

Menschen mit Autismus nehmen Informationen anders auf und verarbeiten sie auch anders. Es fällt ihnen leichter, Details zu erkennen und sich auf diese zu fokussieren, als auf den Zusammenhang. Bei Menschen, die nicht autistisch sind, ist es eher umgekehrt, sie erfassen den Zusammenhang, aber möglicherweise entgehen ihnen Details.

Als Autist fällt es einem darüber hinaus schwer, ergebnis-

orientiert zu handeln. Man hat Schwierigkeiten, etwas zu beginnen und zu Ende zu führen, und man bedient sich gern immer derselben Strategie oder handelt in verschiedenen Situationen ähnlich. Neurotypische Personen, also solche ohne Autismus, können ihre Strategien den Erfordernissen einer Situation entsprechend anpassen. Alltagsaktivitäten wie Essen zubereiten oder Zähne putzen erfolgen somit meist routiniert und erfordern nicht so viel Nachdenken oder Energie, wie es bei autistischen Personen der Fall ist.

Viele Autisten verfügen über ein sogenanntes unausgewogenes Intelligenzprofil. Sie können auf einem Gebiet sehr kompetent sein und gleichzeitig große Schwierigkeiten auf einem anderen haben. Detailversessenheit, Spezialinteressen und Eigensinn können in vielen Situationen eine Stärke sein. Schwieriger ist der Rest: soziale Interaktion, Beziehungen und die Bewältigung des Alltags.

Autistische Züge finden sich bei jeder fünften Person. Um die Diagnose Autismus zu erhalten, muss man jedoch alle sieben Kriterien erfüllen. Im täglichen Umgang wird man oft mit Kommentaren wie »alle Menschen sind ein bisschen autistisch« konfrontiert, das ist aber ein Missverständnis. Wenn man introvertiert ist, die übrigen Kriterien aber nicht erfüllt, ist man nicht autistisch, sondern einfach nur introvertiert.

Ich kehre nach Hagsätra zurück, in den Behandlungsraum meines Psychologen. Es ist unsere zweite Begegnung. Inzwischen ist Spätsommer und auf den Kiefernholztisch zwischen uns fallen Schatten. Durchs offene Fenster ist das Geräusch eines Presslufthammers zu hören, der sich auf der anderen Seite der Autobahn in den Asphalt hämmert.

Wir wollen mit der Untersuchung beginnen. Der Psychologe holt einen Stapel Einschätzungsbögen hervor. Sie seien etwas veraltet in ihrer Sicht auf den Autismus, sagt er entschuldigend, könnten aber dennoch erste Hinweise geben. Man soll jeweils ankreuzen, wie sehr verschiedene Behauptungen auf einen zu treffen. Ich soll sie bis zu unserem nächsten Treffen ausfüllen.

Dem Psychologen ist bewusst, dass die Fragen auf Männer zugeschnitten sind. In den Fragebogen für Kinder hat man inzwischen Fragen eingefügt, die eher auf Mädchen zugeschnitten sind, aber in der Erwachsenenvariante fehlen sie weiterhin. Er sagt, wir könnten meine Antworten später gemeinsam durchgehen, wenn irgend etwas unklar geblieben ist.

Zu Hause mache ich wütende Randbemerkungen.

Spiele ich gern Spiele? Nein, nicht wirklich. Aber ich begreife, dass das von mir als Autistin erwartet würde.

Ich registriere normalerweise die Kfz-Zeichen von Autos. Nein, ganz bestimmt nicht, ich interessiere mich kein bisschen für Autos. »Männerfrage« schreibe ich an den Rand.

Ich habe eine Faszination für Zahlen. Nein.

Ich lese nicht besonders gerne Belletristik. Doch, und wie.

Sammle ich gerne Informationen zur Klassifizierung von Dingen, wie etwa Automarken oder unterschiedliche Eisenbahn-Typen? Nein. Was ist das nur für ein Herumreiten auf Fahrzeugen!

Mag ich gesellige Zusammenkünfte und lerne ich gern neue Menschen kennen? Ich begreife, dass von mir erwartet wird, dass ich zu Nein tendiere. Aber ich mag so etwas doch eigentlich? Klar, es kostet mich wahnsinnig viel Energie, oft kommt es zu Missverständnissen zwischen mir und anderen, und ich muss mich anschließend lange ausruhen, aber ich bin nie extrem eigenbrötlerisch gewesen. Ich habe immer Freunde gehabt.

Ich sehe die Person vor mir, auf die der Fragebogen zuge-

schnitten ist. Ein anämischer, männlicher Gamer, der selten aus dem Haus geht, Getränkendosen sammelt, in weniger als einer Minute Zauberwürfel löst und in leierndem Tonfall über die Kreidezeit referiert. Ich denke an die männlichen Hauptfiguren in Serien wie *The Big Bang Theory* und *Atypical*.